

## **Aufsatz im Karl-May-Jahrbuch 1918**

**von**

**George Catlin**

( 26.07.1796 - 23.12.1872 )

George Catlin war ein amerikanischer Maler, der weite Reisen durch die Indianergebiete unternahm und zahlreiche Bilder von Indianern und indianischem Leben anfertigte.

Zu Leben und Werk siehe: [https://de.wikipedia.org/wiki/George\\_Catlin](https://de.wikipedia.org/wiki/George_Catlin).

Die im Beitrag enthaltene Fußnote (1) verweist auf die Einführung zum Jahrbuch 1918 von Fritz Barthel:

Ein wie geschickter Lehrer bei aller Romantik und meisterhaften Unterhaltsamkeit der große Erzähler von Radebeul seinen Lesern war und stets sein wird, zeigen Auszüge aus des amerikanischen Ethnographen George Catlins längst verschollenem Werk „Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenthaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale“, das sich in der reichen wissenschaftlichen Bücherei der Villa Shatterhand fand.

Zum Text: Der Text wurde zeichentreu erfasst. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [ ] eingefügt.

Karl May Jahrbuch 1918, Seite 82-97.

Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel

### **Unter den Indianern Nordamerikas.**

Von George Catlin.

#### 1. Die „Medizin“.

Das Wort „Medizin“, das „Geheimnis“ bedeutet, spielt eine große Rolle bei den Indianern. Die Pelzhändler im westlichen Nordamerika sind fast sämtlich Franzosen und nennen natürlich einen Arzt „medicin“. Das Indianer-Land ist aber voll von Ärzten, und da sie alle Zauberer und in viele Geheimnisse eingeweiht sind, oder dies wenigstens behaupten, so ist das Wort „Medizin“ auf alle geheimnisvollen oder unerklärlichen Dinge angewendet worden. Die Engländer und Amerikaner, die diese Gegenden ebenfalls besuchen und dort Handel treiben, haben das Wort mit einer kleinen Veränderung, aber in derselben Bedeutung angenommen; sie nennen jene Personen „Medizin-Männer“, was etwas mehr sagen will als Arzt. Alle Ärzte zwar sind Medizin-Männer, da man glaubt, daß sie sämtlich bei der Ausübung ihrer Kunst sich mehr oder weniger mit Geheimnissen oder Zauberei befassen. Da es aber sowohl unter den Indianern, als unter den jene Gegenden besuchenden Weißen Personen gab, die in den Geheimnissen bewandert waren, ohne von

der Anwendung von Arzneien etwas zu verstehen, so war es notwendig, dem Wort eine noch weitergehende Bedeutung zu geben. Man bezeichnet diese Leute jetzt<sup>1</sup> alle mit dem umfassenden Namen „Medizin-Männer“. Auch ich erschien diesem abergläubischen Volk als ein Medizin-Mann ersten Ranges, weil die Malerei ihnen etwas Unerklärliches und Unbekanntes war und daher von ihnen die „größte Medizin“ genannt wurde. Meine mit Perkussionsschlössern versehene Flinte und Pistolen waren große Medizin, und kein Indianer konnte dazu bewogen werden, sie abzufeuern, denn, sagten sie, sie wollten mit des weißen Mannes Medizin nichts zu tun haben.

Die Indianer bedienen sich jedoch nicht des Wortes Medizin, sondern jeder Stamm hat ein eigenes Wort dafür, das gleichbedeutend ist mit „Geheimnis“ oder „Geheimnis-Mann“.

Der Medizin-Beutel ist daher der „Geheimnis-Beutel“, und man muß seine Bedeutung und Wichtigkeit kennen, da er gewissermaßen der Schlüssel zu dem Leben und Charakter der Indianer ist. Diese Beutel werden aus Häuten von Säugetieren, Vögeln oder Amphibien gemacht und nach dem Geschmack oder der Laune des Verfertigers auf die mannigfaltigste Weise verziert oder aufbewahrt. Sie werden gewöhnlich an einem Teil der Kleidung des Indianers befestigt oder in der Hand getragen und sind oft so verziert, daß sie seiner Person zum Schmuck dienen. Sie werden stets mit Gras, Moos oder ähnlichen Dingen ausgestopft und enthalten gewöhnlich gar keine Arzneien, da sie gewissenhaft verschlossen und versiegelt und selten oder nie geöffnet werden. Jeder Indianer im Naturzustand hat seinen Medizin-Beutel in irgend einer Form; er beweist ihm die größte Verehrung und erwartet von ihm sein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz. Man möchte dies in der Tat eine Art Götzendienst nennen, denn zuweilen scheint er ihn wirklich anzubeten. Oft werden als Medizin für einen Mann Feste veranstaltet und Hunde und Pferde geopfert; auch unterwirft sich der Indianer Tage, ja Wochen lang strengen Fasten und Bußübungen verschiedener Art, um seine Medizin zu besänftigen, wenn er glaubt, sie beleidigt zu haben.

Längs der Grenze, wo die weißen Männer über diesen albernen und nutzlosen Gebrauch lachen, ist er größtenteils abgeschafft; aber in den Gegenden am oberen Missouri besteht er noch in voller Kraft, und jeder männliche Indianer trägt seinen übernatürlichen Zauber oder Beschützer bei sich, auf den er blickt, wenn er sich im Gefecht oder in anderer Gefahr befindet; in solchen Fällen keinen Medizin-Beutel bei sich zu haben, wird für eine üble Vorbedeutung gehalten.

Dieser sonderbare und wichtige Gegenstand wird auf folgende Weise bereitet. Wenn ein Knabe 14 oder 15 Jahre alt ist, so verläßt er auf zwei, drei, vier oder fünf Tage das Zelt seines Vaters, um „seine Medizin zu machen“. Er legt sich dann an einem entfernten einsamen Ort auf die Erde, ruft den großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in dieser Zeit der Enthaltensamkeit und Gefahr ein, so wird das erste Tier (Säugetier, Vogel oder Reptil), von dem er träumt oder geträumt zu haben vorgibt, als dasjenige betrachtet, das der große Geist zu seinem geheimnisvollen Beschützer für das ganze Leben bestimmt hat. Er kehrt sodann in seines Vaters Zelt zurück, erzählt seinen Erfolg und, nachdem er seinen Hunger und Durst gestillt hat, begibt er sich mit Fallen hinweg, bis er das ihm bestimmte Tier erlegt hat. Dessen Haut bewahrt er ganz auf, verziert sie nach Gefallen und trägt sie lebenslang als „glückbringend“,



<sup>1</sup> Catlin begann seine Reisen im Jahre 1832. Zu diesem Beitrag vgl. die Einführung Seite 11.

wie er sagt, bei sich. Sie verleiht ihm Stärke im Kampf und wird bei seinem Tod mit ihm beerdigt als sein schützender Genius, der ihn sicher in die schönen Jagdgelände leitet, die in der anderen Welt seiner warten.

Der Medizin-Beutel ist dem Indianer um keinen Preis feil; wer ihn verkaufte oder weggäbe, würde in seinem Stamm mit ewiger Schande gebrandmarkt werden. Auch läßt schon der Aberglaube des Indianers dies nicht zu, da er ihn als Geschenk des großen Geistes betrachtet. Verliert der Indianer den Medizin-Beutel im Gefecht, so ist die Schande, und wenn er noch so tapfer für sein Land kämpft, kaum weniger groß, als wenn er ihn verkauft oder verschenkt hätte. Der Feind, der ihn erbeutet, zeigt ihn seinem Volk als Siegeszeichen, während der, der ihn verloren hat, die Achtung, die andern jungen Männern des Stammes gezollt wird, verliert und den Beinamen „ein Mann ohne Medizin“ oder „der, welcher seine Medizin verloren“, erhält, bis es ihm gelingt, den Verlust zu ersetzen. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn er im Kampf einem von seiner Hand erlegten Feind den Medizin-Beutel abnimmt. Ist dies geschehen, so hat er die Achtung seines Stammes wieder gewonnen, ja er steht sogar noch höher in ihr. Denn ein solcher Beutel wird „die beste Medizin“ oder „ehrenvolle Medizin“ genannt.

Es ist ein sonderbarer Umstand, daß ein Indianer nur einmal im Leben seine Medizin selbst machen, sie aber durch die Medizin seines Feindes ersetzen kann. Beide Bestimmungen sind ein wichtiger Beweggrund für ihn, im Gefecht tapfer zu streiten: die erste, um seine Medizin zu schützen und zu bewahren, die zweite, damit er, falls er das Unglück hat, sie zu verlieren, sie ersetzen und seinen Ruf wieder erlangen kann.

Ich konnte auf meinen Wanderungen niemals, selbst nicht für die höchsten Preise, einen Medizin-Beutel von einem Indianer kaufen und selbst an der Grenze, wo sie seinem Gebrauch entsagt haben, kann ein weißer Mann wohl den Indianer bewegen, seinen Medizin-Beutel abzulegen, aber nicht, ihn zu verkaufen. Der Indianer wird ihn, dem weißen Mann zu Gefallen, und um ihn vor unheiliger Berührung zu schützen, vergraben, aber er wird stets in der Nähe dieses Ortes herumstreifen und sein ganzes Leben hindurch diesen zu gewissen Zeiten besuchen und ihm seine Verehrung beweisen.

Diese wunderlichen Anhänge an der Kleidung eines Indianers werden aus den Häuten der verschiedensten Tiere gemacht, wie Otter, Biber, Bisamratte, Wiesel, Waschbär, Iltis, Fledermaus, Maulwurf, Maus, Schlange, Frosch, Kröte, Habicht, Adler, Elster, Sperling usw. Zuweilen wird sogar die Haut eines Wolfes dazu genommen, während in anderen Fällen das Tier so klein ist, daß es sich unter der Kleidung verbirgt.

Alle Stämme haben ihre Ärzte, die auch Medizinmänner, und zwar die angesehensten, sind. Sie werden ordentlich aufgefordert, den Kranken Arznei zu verordnen, wofür man sie bezahlt; manche von ihnen erlangen große Geschicklichkeit in ihrem Fach und eine große Berühmtheit unter ihrem Volk. Zuerst verordnen sie Wurzeln und Kräuter, von denen sie eine Menge verschiedene Arten haben, und wenn diese nichts helfen, so schreiten sie zur Anwendung ihres letzten Mittels, nämlich der Medizin oder des Geheimnisses. Wenn sie zu diesem Zweck dem Kranken den letzten Besuch abstatten, so ziehen sie einen auf die wunderlichste Weise zusammengesetzten Anzug an, tanzen über dem Kranken, schütteln ihre schrecklichen Rasseln und singen Zaubergesänge, in der Hoffnung, den Leidenden durch Zauberei zu heilen. Es kommen allerdings Fälle vor, daß der Kranke während der Anwendung dieser albern Mittel sich wieder erholt; dann sieht man den scharfsinnigen Sohn des indianischen Aeskulap mehrere Tage auf dem Dach eines Wigwam stehen, wie er der gaffenden Menge ohne allzu große Bescheidenheit kund tut, welche erstaunliche Geschicklichkeit er in seiner Kunst erworben, und wie seine Medizin durchaus unfehlbar sei. Stirbt dagegen der Kranke, so wechselt der Arzt seine Kleider, vermischt seine Klagen mit denen der Leidtragenden und versichert, es sei der Wille des großen Geistes gewesen, daß der Kranke sterbe, weshalb seine schwachen Bemühungen, als man ihn gerufen, nicht hätten wirken können. Dies genügt dem unwissenden und abergläubischen Volk, und der Ruf und Einfluß des Arztes bleibt ungeschwächt.

Ich hatte Gelegenheit, einer solchen Anwendung der Medizin beizuwohnen, als bei dem Fort ein Schwarzfuß-Häuptling von einem Knistenaus-Indianer erschossen worden war; es geschah dies auf folgende Weise:

Es hatten sich mehrere hundert Zuschauer, Indianer und Pelzhändler, um den sterbenden Häuptling versammelt. Als es hieß, der Medizinmann komme, mußten die Anwesenden um den Verwundeten einen Kreis von neun bis zwölf Metern Durchmesser bilden für die wunderbaren Operationen des Doktors, und zugleich wurde ihm so viel Platz gemacht, daß er durch die Menge hindurchgehen konnte, ohne jemand zu berühren. Als dies geschehen war, erschien der Medizinmann mit langsamen und vorsichtigen Schritten in dem Kreise, wo die tiefste Stille herrschte und man nur das leise und zufällige Tönen der Rasseln an seiner

Kleidung hörte. Sein Kopf und Körper waren ganz mit der Haut eines gelben Bären bedeckt, dessen Kopf ihm als Maske diente und dessen Klauen ihm auf die Handgelenke und die Knöchel herabreichten; mit der einen Hand schüttelte er die furchterregende Rassel und in der anderen schwang er seine Medizin-Lanze oder den Zauberstab. Die Mißtöne der Rassel begleitete er mit den Sprüngen und dem Geschrei der Indianer und dem abscheulichen und schrecklichen Grollen, Knurren und Brummen des wütenden Bären, während er in plötzlich herausgestoßenen Kehllauten Zaubersprüche an die guten und bösen Geister richtete und um den im Todeskampf liegenden Mann herumtanzte, über ihn hinwegsprang, ihn mit den Füßen stieß und ihn nach allen Richtungen herumzerrte.

Dies währte etwa eine halbe Stunde, bis der Verwundete starb, worauf der Medizinmann sich tanzend entfernte und alles, was zu seiner Amtskleidung gehörte, sorgfältig verpackte, um es den profanen Augen zu entziehen.

Dieser Anzug ist das wunderlichste Gemisch von Gegenständen des Tier- und Pflanzenreiches. An der Haut des gelben Bären, der hier selten vorkommt, daher als eine Ausnahme von der regelmäßigen Ordnung der Natur und folglich als große Medizin betrachtet wird, sind Häute von mancherlei Tieren befestigt, die ebenfalls Mißbildungen, und daher Medizin sind; ferner Häute von Schlangen, Fröschen und Fledermäusen, Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln, Hufe von Hirschen, Ziegen und Antilopen – mit einem Wort – etwas von allem, was in diesem Teil der Welt schwimmt, läuft oder fliegt.

Diese Männer, die, wie bereits gesagt, in ihrem Stamm als Würdenträger betrachtet werden, stehen in der höchsten Achtung, jedoch nicht sowohl wegen ihrer Kenntnisse in ihrer *materia medica*, als vielmehr wegen ihrer Geschicklichkeit in der Zauberei und den Geheimnissen. Sie fehlen keinem Stamm, und überall sind die Ärzte zugleich Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und – man möchte sagen – auch Oberpriester, da sie alle religiösen Zeremonien beaufsichtigen und leiten. Man betrachtet sie überall als Orakel, sie nehmen an allen Beratungen über Krieg und Frieden teil, und es wird keine öffentliche Handlung unternommen, ohne erst ihre Meinung einzuholen, auf die stets das größte Gewicht gelegt wird.

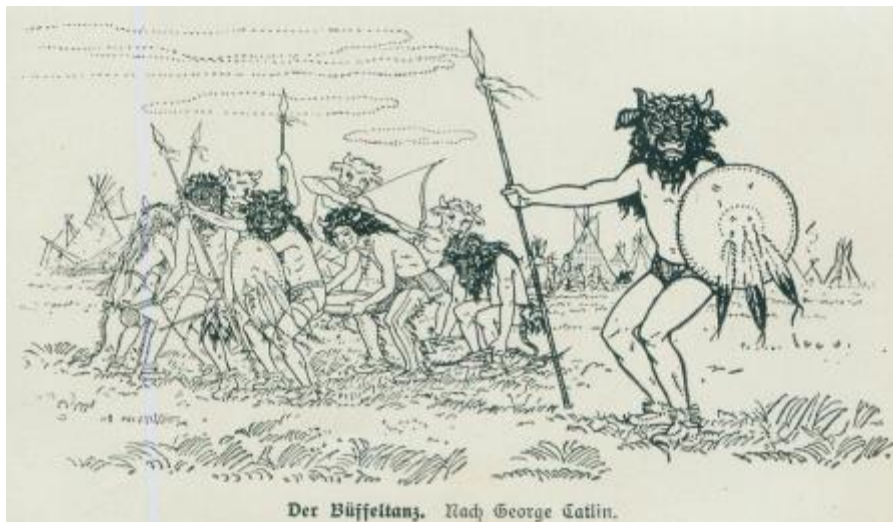
## 2. Der Büffeltanz.

Die Mandaner, Indianer mit feststehendem Dorf am westlichen Ufer des Missouri, führen gleich allen anderen Stämmen ein müßiges Leben und verbringen daher den größten Teil ihrer Zeit mit Belustigungen und Vergnügungen, an denen sie sehr reich sind. Unter diesen Zeitvertreibern nehmen die Tänze die erste Stelle ein. Es gibt deren sehr viele, wie den Büffeltanz (*boasting dance*), den Bettlertanz, Skulptanz und ein Dutzend andere, deren jeder seinen eigentümlichen Charakter, seine Bedeutung und seinen Zweck hat.

Diese Belustigungen haben etwas ungemein Groteskes und erscheinen dem Reisenden, der weder ihre Bedeutung noch ihre Wichtigkeit kennt, als ein rohes Gemisch von Hüpfen, Sprüngen und Jauchzen und mißtönenden Kehllauten; aber wenn man sie aufmerksam betrachtet und wenn man so glücklich gewesen ist, in ihre geheime Bedeutung eingeweiht zu werden, so erwecken sie die höchste Teilnahme. Jeder Tanz hat seine eigentümliche Fußbewegung, und jede Fußbewegung ihren eigenen Sinn; jeder Tanz hat auch seinen eigenen Gesang, der oft so verwickelt und geheimnisvoll ist, daß unter zehn jungen Leuten, die an dem Gesang und Tanz teilnehmen, häufig nicht einer dessen Bedeutung kennt. Nur den Medizinmännern ist es gestattet, den Gesang zu verstehen; aber auch sie werden gewöhnlich nur gegen einen guten Ehrensold in diese Geheimnisse eingeweiht, die großen Fleiß und Studium erfordern. Es gibt unleugbar einen bestimmten Gesang und Ausdruck für jeden Tanz, denn die Gesänge sind vollkommen abgemessen und werden in genauem Takt mit dem Trommelschlage, und zwar immer mit einer gleichförmigen und unveränderlichen Reihe von Tönen und Ausdrücken, abgesungen; diese deuten klar erkennbar gewisse Gefühle an, die durch die Stimme ausgedrückt werden, wenn auch zuweilen in keiner bekannten Sprache.

Sie haben noch andere Tänze und Gesänge, die nicht so geheimnisvoll sind und von jedermann gesungen und verstanden werden, da man sie in der Nationalsprache singt; es ist viel Poesie in ihnen und sie sind vollkommen metrisch, aber nicht gereimt.

Einer dieser Tänze ist der Büffeltanz, dessen Lärm mich mehrere Tage hindurch betäubt hat. Ihn will ich jetzt beschreiben.



Der Büffeltanz. Nach George Catlin.

Die Büffel sind bekanntlich eine Art herumschweifender Tiere, die sich zuweilen in großer Menge versammeln und von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden wandern. Daher fehlt es den Mandanern oft plötzlich an Nahrungsmitteln, und da sie ein schwacher Stamm sind und sich nicht gern weit von Haus entfernen, um nicht mit ihren mächtigeren Feinden zusammenzutreffen, so sind sie zuweilen fast dem Hungertod nahe. Bei einer solchen Gelegenheit bringt ein jeder seine Maske, eine Büffelhaut mit den Hörnern, die er für solche Fälle in Bereitschaft halten muß, aus seiner Hütte hervor und der Büffeltanz beginnt, damit, wie sie sagen, „die Büffel kommen“. Dieser Tanz soll nämlich die Büffel bewegen, ihre Richtung zu ändern und auf den schönen Hügeln in der Nähe zu grasen, damit man sie schießen und zur Befriedigung des Hungers kochen kann.

Den größten Teil des Jahres hindurch können die jungen Krieger und Jäger, wenn sie sich eine oder zwei englische Meilen<sup>2</sup> vom Dorf entfernen, Büffel in Menge erlegen, und man sieht zuweilen große Herden dieser Tiere im Angesicht des Dorfes grasen. Zu anderen Zeiten streifen dagegen die jungen Männer so weit umher, als es sich mit Sicherheit tun läßt, ohne daß sie Wild antreffen. Diese traurige Nachricht wird den Häuptlingen und Doktoren mitgeteilt, die dann in feierlicher Versammlung über die zweckmäßigsten Maßregeln beraten, bis sie endlich übereinkommen, daß alte und einzig wirksame Mittel, das „niemals fehlgeschlagen hat“, anzuwenden.

Der Häuptling läßt dies sodann durch seine Boten oder Ausrufer im Dorf bekannt machen – und in wenigen Minuten beginnt der Tanz auf dem öffentlichen Platz in der Mitte des Dorfes vor der großen Medizinhütte. Etwa zehn oder fünfzehn Mandaner tanzen zu gleicher Zeit, wobei jeder die Kopfhaut eines Büffels mit den Hörnern auf dem Kopf und seinen Lieblingsbogen oder seine Lanze, womit er den Büffel zu töten pflegt, in der Hand trägt.

Ich sagte oben, daß dieser Tanz stets den gewünschten Erfolg hat; allein dies kann auch nicht anders sein, denn er wird Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt, bis „die Büffel kommen“, und hat zuweilen schon drei Wochen gedauert. Der Lärm der Trommeln und Rasseln, der Gesang und das Jauchzen erschallen unaufhörlich, und die Zuschauer mit Masken und Waffen stehen bereit, um diejenigen zu ersetzen, die vor Ermüdung aus dem Kreise treten.

Während dieser allgemeinen Aufregung stehen Wachen auf den benachbarten Hügeln, die, sobald sie Büffel erblicken, ihre Büffelmäntel in die Luft werfen, ein Zeichen, das sogleich von dem ganzen Stamm verstanden wird. Bei dieser erfreulichen Kunde wird dem großen Geist, ganz besonders aber dem Mediziner und den Tänzern, die die unmittelbare Ursache dieses glücklichen Ereignisses sind, lauter Dank dargebracht. Es werden sodann schnell die Anstalten zur Jagd getroffen, und nach der Rückkehr von ihr werden die besten Stücke der erlegten Tiere dem großen Geist geopfert, worauf ein tüchtiges Mahl gehalten wird.

---

<sup>2</sup> Eine englische Meile = 1,5 Kilometer. [1,609 km]





Ich habe bereits erwähnt, daß jeder Mann im Dorf der Mandaner verpflichtet ist, eine Büffelmaske zu besitzen, die an einem Pfosten am Kopfe seiner Lagerstätte hängt, und sogleich aufgesetzt wird, wenn der Häuptling den Büffeltanz befiehlt. Die Maske wird auf den Kopf gesetzt, und gewöhnlich befindet sich daran ein Hautstreifen von der ganzen Länge des Tieres mit dem Schwanz, der über den Rücken des Tanzenden herabhängt und auf der Erde nachschleppt. Ist ein Tänzer ermüdet, so neigt er den Körper vorwärts gegen den Boden, ein anderer schießt mit einem stumpfen Pfeil nach ihm, worauf er zu Boden fällt wie ein Büffel. Die Umstehenden springen sogleich hinzu, schleppen ihn bei den Füßen aus dem Kreise, ziehen ihre Messer, und nachdem sie alle Bewegungen wie beim Abziehen und Zerschneiden des erlegten Büffels vorgenommen haben, lassen sie ihn liegen, und seine Stelle wird sofort von einem andern eingenommen. Auf diese Weise kann der Tanz mit Leichtigkeit Tag und Nacht fortgesetzt werden, bis es den gewünschten Erfolg hat und „die Büffel kommen“.

Der Tag, an dem frühmorgens der mehrtägige Tanz, dem ich beiwohnte, endlich durch das erwähnte Zeichen geschlossen wurde und der daher mit Freude und Dank gegen den großen Geist begann, endigte mit einem Unglücksfall, der das ganze Dorf in Trauer versetzte; und das in einer Zeit des Mangels und der Not. Nachdem nämlich der Tanz drei bis vier Tage gewährt hatte, wurde von einem benachbarten Hügel das Zeichen gegeben, daß man eine Büffelherde, jedoch in ziemlicher Entfernung, sehe. Sogleich hörte der Tanz auf, und statt des unangenehmen Schlagens der Trommeln und des Geschreies der Tänzer hörte man überall das Stampfen der Rosse. Die jungen Männer warfen ihre Kleider ab, ergriffen noch eine Handvoll Pfeile aus ihrem Köcher, sandten noch einen Blick auf ihre Geliebten und schwangen sich auf ihre Pferde. In wenigen Minuten war alles voll Leben und Bewegung – die Bogensehnen schwirrten, die Lanzen wurden in die Erde gestoßen, um sie blank zu machen, jedes Gesicht und jedes Auge erstrahlte vor Freude und Heiterkeit. Die Pferde stampften wiehernd vor Ungeduld den Boden, und als der Dolmetscher der Pelzkompanie, Louis Frenie, mit seiner Flinte in der Hand und dem Pulverhorn an der Seite, Kopf und Leib mit einem Tuch umwunden, die Hemdärmeln bis zu den Schultern aufgestreift, durch das Dorf galoppierte und das Jagdgeschrei ausstieß, das sogleich durch das ganze Dorf widerhallte, da folgte ihm die jagdlustige Jugend, und im gestreckten Galopp ging es auf die benachbarten Hügel zu.

In dem Dorf, wo man noch soeben den Hungertod befürchtet hatte, herrschte nunmehr Freude und Fröhlichkeit. Die Häuptlinge und Medizinmänner, die seit mehreren Tagen sehr kleine Rationen aus dem öffentlichen Vorrat an die Gemeinde verteilt hatten, gaben nun ihre Privatvorräte preis, damit man sich sättige und dem großen Geist dafür danke, daß er ihnen Büffelfleisch gesandt habe. Es begann nun ein allgemeines Schmausen, und Vorräte, die im Notfall noch auf mehrere Wochen ausgereicht hätten, wurden fast ganz verzehrt und die halbabgenagten Knochen und die halbgeleerten Schüsseln überließ man den Hunden. Bei dieser allgemeinen Fröhlichkeit hatte man auch meiner nicht vergessen – man sandte mir mehrere große Schüsseln mit Pemikan<sup>3</sup> und anderen Lebensmitteln, die ich in dieser Zeit der Not dankbar annahm.

---

<sup>3</sup> Pemikan wird aus hartgetrocknetem Büffelfleisch gemacht, das man in hölzernen Mörsern so lange stößt, bis es so fein wie Sägespäne geworden ist; darauf packt man es in Blasen oder Säcke von Leder.



Nachdem die Mahlzeiten vorüber waren und die Hunde die Schüsseln ausgeleckt hatten, begannen die üblichen Spiele und Belustigungen, und überall im Dorf herrschte Fröhlichkeit und Freude. Da hörte man plötzlich Geschrei – Weiber und Kinder erstiegen sofort die Dächer der Wigwams, und richteten ihre Augen und Hände nach der Prärie, während die Krieger wütend durch das Dorf rannten, ihr Rachegeschrei ausstießen und ihre tödlichen Waffen aus den Hütten holten. Zwei von den Jägern bogen um den Hügel herum nach dem Dorf zu, ein dritter kam plötzlich aus einer tiefen Schlucht hervor, ein vierter kam über die grünen Hügel herab und eilten in vollem Jagen auf das Dorf zu; bald kamen noch mehrere und die Bewohner umringten sie unter Geschrei und Weinen. Ihr Aussehen erklärte alles; denn der eine blutete an der nackten Brust und sein milchweißes Pferd war ganz blutrot gefärbt, ein zweiter hielt einen vom Blut rauchenden Skalp in der einen und seine Peitsche in der anderen Hand, während ein dritter Bogen und Pfeile weggeworfen und sich auf die Schnelligkeit seines Pferdes verlassen hatte. Das ganze Ereignis wurde in abgebrochenen Sätzen erzählt, die Namen der Toten der Reihe nach genannt und Weinen, Wehklagen und Murren hörte man überall in dieser glücklichen kleinen Gemeinde, die plötzlich in tiefe Trauer versetzt war.

Die mutigen Jäger, die am Morgen voll Lust und Freude auszogen, waren von den Sioux umringt worden, die acht von ihnen töteten. Die Sioux, die wahrscheinlich in der Nacht das Dorf mit Kundschaftern beschlichen und wahrgenommen hatten, daß man mit dem Büffeltanz beschäftigt sei, benutzten diesen Umstand zu einer Kriegslist. Am Morgen erschienen sechs oder acht von ihnen in Büffelhäute gehüllt auf den benachbarten Hügeln, wo sie die Bewegungen der grasenden Büffel genau nachahmten, und von der Wache der Mandaner als die ersehnten Büffel im Dorf angemeldet wurden. Als nun die Jäger, wie es oben beschrieben worden, auszogen und den vermeintlichen Büffeln bis auf etwa eine halbe englische Meile nahe gekommen waren, verschwanden diese plötzlich hinter dem Hügel. Louis Frenie, welcher der vorderste war, schöpfte Verdacht und machte Halt. „Sieh!“ rief ein Mandaner und deutete auf eine Schlucht zur Rechten, aus der plötzlich vierzig bis fünfzig wütende Sioux auf schnellen Pferden hervorbrachen und auf die Jäger losstürzten, die nun schnell kehrt machten. Aber vor sich erblickten sie wieder einen Haufen Sioux, die von der anderen Seite des Hügels ihnen entgegenkamen. Die armen Jäger eilten nun mit der größten Anstrengung nach dem Dorf, aber die Sioux waren zu schnell, und Pfeile und Lanzen erreichten die nackten Körper und warfen sie von ihren Pferden. Frenie und mehrere Mandaner kamen endlich im Dorf an, aber acht Jäger wurden getötet und skalpiert.

So endigte dieser Tag und die Jagd, und noch lange währte die Trauer derjenigen, deren Herzen durch dies unglückliche Ereignis gebrochen wurden. Dennoch brachte auch dieser Tag den Mandanern noch Glück; denn der große Geist, unwillig über so schreiende Ungerechtigkeit, sandte ihnen Büffel in Menge, und alle Herzen vereinigten sich in dem Dank gegen ihn für seine Güte und Gerechtigkeit.